

Die Not des „freien Schriftstellers“.

Das Schriftstellertum gehört zu den Verufen, über die die Kriegsnot besonders elementar hereinbrochen ist. Die Stilllegung des Buchhandels, die plötzliche Charakterveränderung im Stoff der Zeitungen und der Zeitschriften, die fast völlige Ausschaltung der öffentlichen Auseinandersetzung über literarische, innerpolitische, künstlerische, historische und wissenschaftliche Fragen — das alles hat der Wehrkraft der „freien Schriftsteller“ ihr Wirkungsfeld stark eingeengt...

Vor dieser Kriegsnote der freien Schriftsteller enthielt sich in der letzten Mitglieder-Versammlung des „Schwerverbandes deutscher Schriftsteller“ ein erschütterndes Bild. Eine vertrauliche Umfrage hat ergeben, daß weit über hundert freie Schriftsteller — nicht etwa sogenannte, sondern in der Friedenszeit viel gelesene und von den Schriftleitern der großen Wälder und Zeitschriften geschätzte — allein in Berlin durch den Krieg die Hälfte, zwei Drittel, drei Viertel ihrer Arbeitsmöglichkeit, nicht wenige sogar die gesamte verloren haben.

Es wird — hoffentlich! — niemals eine „Schriftsteller-Akademie“ geben oder einen „Dr. Litt.“ oder eine „Theaterkritikervereinigung“ geben. Wichtige Unabdingbarkeit, einträgliche „Anwartschaft“ ist die Grundbedingung des Schriftstellers wie des Künstlers. Das aber sollte nicht verhindern, daß jener Teil des Publikums, der sich dem Schriftsteller im allgemeinen noch immer entweder als Kritiker oder als einen von der Natur nun einmal da zu vorbestimmten Hungerleider verhält, sich mehr als bisher bemüht, seine Tätigkeit schlicht und einfach, wie jede andere menschliche, in ihren Existenzbedingungen zu begreifen.

Der „Schwerverband deutscher Schriftsteller“ hat sich bemüht, zusammenarbeitend mit dem „Berein Berliner Presse“, der dringendsten Not zu steuern. Es ist gelungen, eine Anzahl — über fünfzig — vollkommen hrotlos Gewordene durch das Entgegenkommen einzelner Behörden, so namentlich der Groß-Berliner Gerichte und Magistrats, als Hilfs-Schreiber unterzubringen. Die Herren verdienen so, je nach Art der vorhandenen Arbeit und der persönlichen Anstellung, 150 M. bis hinunter zu — 30 oder 40 M. monatlich, bei einer Arbeitszeit von 4—8 Stunden täglich. Was der Übergang von reiner Kopiarbeit zum Teil sehr hoch kultivierter Art, oder gar von künstlerischer Arbeit zum Formularschreiben festlich bedeutet, davon soll hier nicht gesprochen werden. Für augenblickliche Geldhilfe sehen sich die Schriftstellerverbände auf einige höchstberzig gebende, aber für die Masse der Bedürftigen sehr unzureichende Spenden angewiesen. Aus ihnen wurden kleinere Beträge — als Darlehen, allerdings zinslos und in der Rückzahlung unbefristet — ausgehändigt.

Soll den freien Schriftstellern aber wirklich geholfen werden, so muß ihnen die Arbeitsmöglichkeit auf ihren Ge-

boten tunlichst wiedergegeben werden. Das kann nur geschehen, wenn die Zeitungen und Zeitschriften sich entschließen, dem Publikum neben allem was der Krieg erfordert oder an die Hand gibt, auch wieder mehr aus anderen Stoffgebieten vorzusetzen. Daß das Publikum nichts anderes als „Krieg“ zu lesen verlange, ist ohne Zweifel ein Irrtum. Außerdem dürfte sich bei den meisten vom großen Thema des Tages entfernten Stoffen ohne Mühe und ganz von selbst eine lose, aber innerlich sehr fühlbare Anknüpfung von selbst ergeben. Aus diesen Gedankengängen heraus hat der Schwerverband beschlossen, an die Verleger und Schriftleiter die Bitte zu richten, sie möchten in sozialer Erkenntnis der Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von Verlag, Redaktion und Schriftstellertum und im Vertrauen auf das Verständnis des denkenden Publikums den Stoffkreis ihrer Publikationen allmählich wieder erweitern, und so einer jetzt schwer bedrängten Wehrkraft von Schriftstellern die Möglichkeit wiedergeben, sich durch die Not des Krieges hindurch für die Arbeit zu erhalten, die die gewichtigste des Jahresberichts sein wird: für die deutsche Kulturarbeit nach diesem Weltkrieg!

Karlernst Knag.

Berlin im einstigen Tal der Weichsel.

Die deutschen Truppen haben nach dem Verzicht der obersten Heeresleitung vom 18. November nach mehrwöchigen Kämpfen bei Wloclawek in russisch-Polen die ihnen entgegenstehenden russischen Armeekorps geschlagen und bis über Ruzino zurückgeworfen, wobei 21 000 Russen gefangen genommen wurden. Wloclawek liegt etwa 60 Kilometer oberhalb der wichtigen Grenzstation Thorn an der Weichsel. Dieser Fluß hat hier bereits die städtische Breite, die er von seinem Eintritt in das deutsche Gebiet bei Thorn bis zu seiner Mündung in die Ostsee bei Danzig aufzuweisen hat, da er oberhalb von Wloclawek sich mit der wasserreichen Narew und deren nicht minder städtischen Nebenfluß, dem Bug, vereinigt hat. In dem Plane der russischen Heeresleitung soll es nun liegen, mit dem Gros ihrer Truppen auf einer Linie, die durch die Orte Wloclawek, Thorn, Bromberg, Schneidemühl, Landsberg a. Warthe, Küstrin, Frankfurt a. O., Fürstentum Gelsenstein führt, bis nach Berlin vorzudringen. In dem Zuge dieser Linie verläuft eine der wichtigsten, ja wohl die wichtigste Eisenbahn- und Landstrassenverbindung zwischen Berlin und dem Osten. Verfolgt man diesen Weg auf der Landkarte, so findet man, daß hier auch eine vollständige Wasser-Verbindung zwischen dem Osten und Berlin hergestellt ist. Von Warschau über Wloclawek führt nach Thorn die Weichsel; die unterhalb Thorns in die Weichsel auf deren linken Ufer mündende Brabe verbindet der kurze Bromberger Kanal mit der Narew; diese geht in langen westlichen Zuge bis zur Warthe, in die sie bei Landsberg mündet, und die Warthe vereinigt sich bei Küstrin mit der Oder. Oberhalb von Küstrin verbindet bei Frankfurt a. O. der Friedrich-Wilhelm-Kanal die ganz nahe an die Oder heranreichende Spree mit diesem. Es hat also nur zweier ganz kurzer künstlicher Wassertrassen bedurft, um diese Wasser-Verbindung herzustellen, und diese war überdies sehr leicht auszuführen, weil in beiden Fällen hier von früher her ein mächtiges einst von Wasser erfülltes Tal vorhanden war.

Die geologische und geographische Wissenschaft hat festgestellt, daß in der durch die beschriebene Wasser-Verbindung gekennzeichneten Richtung einst einer der wichtigsten Ströme Europas seinen Weg genommen hat. Das Wasser des Bug, der Narew und der Weichsel ging in westlicher Richtung von dem jetzigen Thorn ab an der Südseite des uralisch-baltischen Landrückens in den jetzigen Flußläufen der Narew, Warthe, Oder, Spree, Havel und Elbe in die Nordsee. Die Elbe war also nach dem Einfluß der Davel, die ihr die gewaltigen Gewässer der Weichsel und der Oder zuführte, in ihrem Unterlauf ein weit mächtigerer Strom als heute. Erst später gelang es der Weichsel, nördlich von Thorn und der Oder nördlich von Küstrin durch den uralisch-baltischen Landrückens durchzubrechen, so daß beide Flüsse jetzt in die Ostsee münden. Das jetzige Spreetal, in dem das ältere Berlin liegt,

war einst ein gewaltiges Flußtal mit einer Breite von 5 Kilometern; Verändert vergleicht in seiner 1897 erschienenen Schrift „Der tiefere Untergrund Berlins“ die jetzige kleine Spree im Verhältnis zu ihrem großen Tale mit der Mauer im Käfig des entworfenen Löwen. Die beiden Ufer des einstigen Spreetales stellen die beiden Erhöhungen im Norden Berlins (am Landsberger, Schönhauser und Kollentaler Tor) und im Süden Berlins (Arcuzberg, Tempelhofer Berg, die einstigen Köllnischen Weinberge in der jetzigen Bergmannstraße) dar. Im Laufe der Jahrhunderte hat die Stadt Berlin das alte Tal der Spree allmählich ausgefüllt — daher erklärt sich auch der schlechte Baugrund im älteren Berlin —, erst nach 1870 hat sich die Stadt Berlin über die einstigen Flußufer hinaus erweitert.

Dort, wo jetzt der Almere und bedeutendste Teil der deutschen Reichshauptstadt und Weltstadt Berlin steht, sind einst vor vielen Jahrtausenden die Wasserläufe der Narew und der Weichsel dahingeflossen.

Kleines Feuilleton.

Der Tag eines modernen Soldaten.

Wie anders sich der moderne Krieg in den Köpfen der Soldaten malt, als in den Schilderungen der Kriegsberichterstatter und in den Berichten von Strategen, die das Ganze übersehen, haben die „Times“ hervor, indem sie den tapferen Bericht eines Soldaten über sein Tagewerk wiedergeben. Da ist nicht die Rede von großen Truppenbewegungen, von dem Orkan der Granaten und Kugeln, nichts von gefangenen Feinden und großen Siegen; der Einzelne sieht nur das kleine Stückchen vom Schlachtfeld, in dem er kämpft, und die Arbeit des Infanteristen von heute besteht entweder darin, mit dem Spaten sich einzugraben oder mit dem Gewehr zu schießen. Sturmangriffe mit dem Bajonett sind nur Ausnahmen, die nicht in das alltägliche Werk hineingehören.

Wir mußten den ganzen Tag Gräben graben in schwerem schmierigem Boden,“ erzählt der Soldat, „und hofften, wir würden dann schlafen können. Aber um Mitternacht mußten wir schon wieder heraus, etwa einen Kilometer weit marschieren und dann wieder mit dem Spaten arbeiten. Wir hatten alle Hände voll zu tun und mußten mit Aufbietung unserer Kräfte arbeiten, denn wir mußten, der Morgen würde uns wieder Granatfeuer bringen. So gruben wir denn die ganze Nacht durch, und als der Morgen kam, waren wir etwa zwei Fuß tief durch den äbsten Lehm hindurch, den ich jemals auszuwachen das Anglud hatte. Wir pflanzten Rüben die ganze Brustwehr entlang — wir lagen mitten in einem Rübenfeld — und saßen und dann hin, um etwas zu schlafen. Zum Siegen waren die Gräben nicht groß genug. Mit Morgengrauen begann das Granatfeuer, und bald sausten uns Erdstöße um die Ohren, aber es passierte uns nichts, obwohl 60 Granaten ganz in unserer Nähe niedergefallen sein mußten. Einige Leute hatten Wache; wir anderen dösten so hin und nahmen unser Frühstück. Aber lange dauerte die Ruhe nicht, dann kam der Befehl, daß wir vorgehen sollten, und das Maschinengewehrfeuer, das bereits seit Tagesanbruch ununterbrochen ohnfehl, wurde lauter und lauter. Die deutsche Artillerie begann nun, von uns abzulassen, und nahm sich unsere Artillerie als Zielpunkt. So war es denn verhältnismäßig friedlich in unseren Gräben, und wir gingen über die Felder vor bis zu einem verlassenem Bauerngehöft hinter dem wir Stellung nahmen. Nach einer weiteren halben Stunde gingen die Truppen rechts von uns vor, und dann kam auch für uns das Signal. In kleinen Trupps verließen wir den Bauernhof und krochen an den Gräben entlang bis an eine Hecke, wo mir unter schwerem Schrapnellfeuer kamen. Nun hieß es wieder hülfen und Deckung suchen, bis sich unser Gewehrfeuer bemerkbar machen konnte. So geht das Leben hin zwischen Gräben graben, Vorgehen, Deckung suchen, Schießen und wieder Gräben graben.“

Wir schliefen an diesen Soldatenbrief den Bericht eines englischen Kavalleristen: „Wir nahmen heute einen deutschen Offizier und einige Leute

Menschenopfer.

Von Tadapochi Sakurai.

Die Leute, die zu den „Totgeweihten“ gehörten, gingen an ihr Werk. Furchtlos schritten sie dem Ort des Todes entgegen. Sie gingen über Paulung-shan hinüber und bahnten ihren Weg durch die aufgestürzten Körper der Toten; Gruppen von fünf oder sechs Soldaten erreichten, eine nach der anderen, die verbarricadierten Abhänge.

Ich sagte zu dem Oberst: „Leben Sie denn wohl, Herr Oberst!“

Mit einem Abschiedsgruß ging ich fort, und mein erster Schritt war ein Tritts auf das Haupt einer Leiche. Unsere Angriffspunkte waren die „Nordfestung“ von Ost-Chikuan und der Wangtai-Hügel.

Bei den feindlichen Schützengraben gab es ein Gefecht mit Handgranaten. Die von uns geschleuderten Geschosse freierten günstig, und der Blaz wurde mit einem Male in Flammen gesetzt. Breiter wurden herumgeschleudert, Sandlücke barsten, Köpfe flogen umher, Beine wurden abgerissen. Die Flammen mischten sich mit dem Rauch, erhellten unsere feuchten Gesichter mit rötlichem Schein, und auf einmal gerieten die Verteidiger in Unordnung. Da hielt der Feind die Sache für verloren, gab den Blaz auf und begann zu fliehen. „Vorwärts, vorwärts, jetzt ist es Zeit, vorwärts zu kommen! Vorwärts zur Verfolgung, nehmt die Stellung mit einem Sprung!“ Und stolz auf unseren Sieg, brachen wir mutig vor.

Hauptmann Kawakami schwang sein Schwert und rief: „Vorwärts!“ und dann schrie ich, dicht bei ihm stehend: „Sakurai, vorwärts!“

So schreiend, verließ ich des Hauptmanns linke Seite, und ging, um den zu verfolgenden Weg zu sehen, auf einem Fußpfad auf die Wälle los.

Was ist das schwarze Ding, welches unsere Aussicht verdunkelt? Es sind die Wälle der „Nordfestung“. Zurückschauend, sah ich nicht einen einzigen Soldaten. Himmel, war die Linie abgerissen? Zitternd und, um sicherer zu sein, mich links heran haltend, rief ich nach der 12. Kompanie.

„Herr Leutnant Sakurai!“ antwortete wiederholt eine Stimme. In der Richtung des Schalles zurücksehend, fand ich den Unteroffizier Ito, der laut meinte: „Warum weinen Sie? Was ist los?“

Der bitterlich weinende Unteroffizier umklammerte fest meinen Arm.

„Herr Oberleutnant, Sie sind eine wichtige Persönlichkeit geworden.“

„Was gibt es denn darüber zu weinen? Ich will wissen, was los ist!“

Er flüsterte mir ins Ohr: „Unser Hauptmann ist tot.“ Als ich dies hörte, weinte ich auch. Sollte er nicht vor einem Augenblick noch den Befehl „Vorwärts!“ gegeben? Sollte ich mich nicht gerade eben von ihm getrennt? Und doch war unser

Hauptmann einer von den Toten. In einem Augenblick waren unser besorgter, liebevoller Hauptmann Kawakami und ich Besen zweier getrennter Welten geworden. Ich zerbrach mir den Kopf, ob es Traum oder Wirklichkeit war.

Unteroffizier Ito zeigte mir den Leichnam des Hauptmanns, welcher auf einem zu den Wällen führenden Pfad nur wenige Meter weiter weg gefallen war. Ich eilte dorthin und nahm ihn in meine Arme: „Herr Hauptmann!“ — Ich konnte kein weiteres Wort sagen. Aber da die Sache nicht so bleiben konnte, so nahm ich die Geheimtasche, welche der Hauptmann bei sich trug, an mich, stand kühn auf und rief: „Von jetzt ab hört die zwölfte Kompanie auf mein Kommando!“

Und ich befehl einigen Verwundeten, des Hauptmanns Leiche zurückzuschaffen. Ein verletzter Soldat war gerade im Begriff, sie aufzunehmen, als er tödlich verwundet wurde und starb, an den Hauptmann angelehnt. Einer nach dem anderen der Soldaten, die an seine Stelle traten, wurden getroffen und fielen.

Ich rief den Leutnant Kinomiya und fragte ihn, ob die Abteilungen beisammen seien. Er bejahte dies. Ich befohl dem Unteroffizier Ito, die Linie nicht abreißen zu lassen, und sagte ihm, daß ich in der Mitte der Schützen mich aufhalten würde. Im Dunkel der Nacht konnten wir die Gestalt des Geländes nicht erkennen, noch in welcher Richtung wir vorrücken mußten. Steil gegen den dunklen Himmel hoben sich die „Nordfestung“ und der „Wangtai-Hügel“ ab. Vor uns lag ein natürlicher Stützpunkt, und wir befanden uns in einer keffelförmigen Höhlung. Aber noch marschierten wir Schulter an Schulter vorwärts.

„Die zwölfte Kompanie vorwärts!“

Ich schwenkte nach rechts und ging wie im Traume voran. Ich erinnere mich an nichts deutlich aus der Zeitspanne.

„Sollte die Linie zusammen!“

Dies war mein eines Kommando. Wälsch hörte ich die Stimme des Unteroffiziers Ito, der mir zur Rechten gegangen war, nicht mehr. Die in der Dunkelheit blühenden Bajonette wurden weniger. Jetzt war die schwarze Masse Soldaten, die vormarschiert waren, nur noch eine Handvoll Leute. Mit einem Male fiel ich wie von einer Keule geschlagen nieder und wälzte mich am Boden. Ich war verwundet, in meine rechte Hand getroffen. Glänzendes Magnesiumlicht des Feindes flammte auf, zeigte die aufeinander getürmten Körper der Toten, und ich hob meine verwundete Hand hoch und befohl sie. Sie war an Gelenk gebrochen; die Hand selbst hing herab und blutete heftig. Ich nahm das bereits geloderte Verbandtäschchen heraus, verband meine Wunde mit dem dreieckigen Stück und bedeckte dieses mit einem Lohschutzhut und während die Sonnenklage als Armblinde um den Hals, die Sonnenklage, welche ich auf der feindlichen Festung aufzupflanzen geschworen hatte.

Als ich aufblickte, sah ich, daß nur noch ein Tal zwischen mir und dem Wangtai-Hügel lag, welcher fast bis zum Himmel aufstrebte. Ich wollte trinken und suchte an meiner Hüfte, aber die Feldflasche war fort; ihre lederne Schlaufe allein war in meine Hüfte verwickelt. Die Stimmen der Soldaten wurden weniger, eine nach der anderen. Im Gegenlag dazu nahm der Glanz der Raketen des verhassten Feindes und das schreden-

erregende Geräusch der Kanonade zu. Ich rief langsam meine Beine, sah, daß sie unverfehrt waren, und stand wieder auf. Die Scheide meines Schwertes wegwerfend, trug ich in meiner linken Hand meine nackte Klinge wie einen Stab, ging wie im Traum den Abhang hinunter, sprang über die Erdwerke und kletterte den Wangtai-Hügel hinauf.

Die langen und riesigen Kanonen standen nun wie Rauern vor mir, und wie wenige meiner Leute waren noch am Leben! Ich rief und befohl den Ueberlebenden, mir zu folgen, aber nur wenige beantworteten meinen Ruf. Als ich daran dachte, daß die anderen Kolonnen ebenfalls in ähnlicher Weise zugerichtet wären, begann mein Mut zu sinken. Wir konnten auf keinerlei Verstärkung hoffen. Ich befohl daher einem Soldaten, den Ball zu erklettern und die Sonnenklage droben aufzupflanzen; aber ach, er wurde erschossen und fiel im Handumdrehen, ohne einen Laut von sich geben zu können.

Plötzlich erhob sich wie aus einer anderen Welt rings um mich herum ein fürchterlicher Lärm.

„Gegenangriff!“

Eine feindliche Abteilung, die wie eine dunkle hölzerne Barrifade aussah, erschien auf dem Wall. Sie umzingelte uns im Augenblick und erhob ein Triumphgeschrei. Unsere unangünstige Lage verbot uns, irgendwelchen Widerstand zu leisten, und unsere Abteilung war zu klein, sie zu bekämpfen. Wir mußten uns also den steilen Abhang hinunter zurückziehen. Zurückblickend sah ich, wie die verfolgenden Russen auf uns schossen. Als wir die oben erwähnten Erdwerke erreichten hatten, hielten wir und mochten wieder Front. Große Verwirrung und eine höllische Schänderei folgte. Bajonette flirrten gegen Bajonette, der Feind brachte oben ein Maschinengewehr heraus und überhitzte uns mit einem Hagel von Geschossen. Auf beiden Seiten fielen die Leute wie Gras. Aber ich kann keine ins einzelne gehende Schilderung der Szene geben, weil ich damals wie gelendet war. Ich erinnere mich nur, daß ich wie wütend mein Schwert schwang. Ich fühlte auch, wie ich ab und zu einen Feind niederhieb. Ich erinnere mich an ein verwirrtes Gefecht, blanke Klingen aneinander, den Regen und Hagel von Geschossen, einen verzweifelten Kampf hier und ein verworrenes Handgemenge dort. Schließlich wurde ich so heifer, daß ich nicht mehr schreien konnte. Plötzlich brach mein Schwert mit einem hellen Klang, mein linker Arm war durchbohrt. Ich fiel und bevor ich aufstehen konnte, kam eine Granate und zerschmetterte mein rechtes Bein. Ich raffte alle meine Kräfte zusammen und versuchte aufzustehen; aber es war mir, als ob ich zerbröckelte und ich fiel hilflos zu Boden.

Ein Soldat, der mich fallen sah, rief:

„Herr Leutnant Sakurai, wir wollen zusammen sterben.“

Ich umarmte ihn mit meinem linken Arm, knirschte vor Blut und Sorge mit den Zähnen und konnte nichts tun, als dem Handgemenge um mich herum zuzusehen.

Mein Verstand arbeitete wie der eines Verirrten, aber mein Körper war nicht instande, sich auch nur um einen Zoll zu bewegen.



